

Kay zum Abschied

Asymptotische Annäherung. Kay und ich kennen uns seit den achtziger Jahren aus der Akademie. Aus freundlicher Distanz wurde eine wertschätzende Freundschaft. Unsere Begegnungen waren von Anfang an kontrovers. Es ging immer um Kunst. Unausgesprochen wussten wir – und das war das Fundament unserer Gemeinsamkeit –, dass für uns beide das künstlerische Werk und die dieses Werk hervorbringende Person nicht identisch sind. Wir wollten uns mit unserer Kunst nicht ausdrücken oder gar verwirklichen. Auf so einer Grundlage ist gegenseitige Kritik nicht beleidigend, sondern der Zündstoff, aus dem eine Bewegung in die Zukunft entsteht. Wir verstanden uns in dieser als altmodisch geltenden Auffassung, dass das künstlerische Tun eine Übersetzung der Wirklichkeit ins Werk und das Werk ein Ringen um Form ist. Kay war erfüllt vom Formgedanken. Kein Wunder, dass er dem Motor seines TVR *Chimaeras* die gleiche Hingabe und Zeit widmete wie seinen Kunstwerken. Form, das war für uns beide die Fassung der Fassungslosigkeit. War Bewältigung und Trost, Bergung und gültiger Abschluss gleichermaßen. Ja, so pervers es klingen mag: Auch seinen Freitod hat Kay in Form gebracht. Form, das hieß für Kay Souveränität. Dazu gehörte die Kleidung, sein Lächeln, seine Freundlichkeit, aber auch genug Geld, um von niemandem abhängig zu sein. Armut, Misserfolg, Neid, Angepisstsein und Anpissen, das waren für Kay Symptome einer ganz bestimmten

Ökonomie. Einer Ökonomie der Unsouveränität. Er wollte souverän bleiben, er wollte freundlich bleiben, er wollte seine Freiheit behalten. Frei entscheiden können in allen Belangen seines Lebens. „Ich könnte nicht in einer solchen Armut hausen wie du“, sagte er mir.



Kay war trotzdem kein egomanischer Einzelkämpfer. Kay war Mannschaftspieler, auch wenn er an keiner Gruppenausstellung teilnahm. Er war ein Mensch der Öffentlichkeit. Sein Revier war nicht der Oikos, der Herd des Hauses mit dessen Sorge um das Überleben – sein Spielfeld waren: er selbst, sein Werk und der öffentliche Raum. Dieser Raum war immer auch Resonanzraum, in dem viele Akteure auftreten und mitspielen konnten. Sein Engagement im BBK, in den verschiedenen Foren und Jurys für die jungen Künstlerinnen und Künstler von München gehörte ebenso zu seinem Spielfeld wie das Cruisen mit seinem Porsche oder TVR in der Maxvorstadt. Er war offen. Gierig auf alles

Neue. Menschen. Kunst. Erkenntnis. Immer wieder fragte er nach Empfehlungen für diese oder jene Jury, in der er war. Debutanten. Jahre der Professionalität. Staatspreis. Auch seine künstlerischen Rauminstallationen stellte er immer für Foren und Begegnungen zur Verfügung. Erinnert sei an die Vorträge und Diskussionen in der Reaktorhalle oder sein Raumgeben für das Theater proT von Alexeij Sagerer. Eines dieser Bühnenbilder, *Die Kathedrale des erotischen Elends*, hat er zusätzlich mit einem eigenen szenischen Abend bespielt. Seine Kunsträume waren Schließung und Öffnung in einem. Sowohl Orte der Erinnerung als auch Inkubationsräume des Kommenden. Kein Wunder, dass er an der Biberacher Hochschule über den Ort und Raum unterrichtete.

2005 war er der Geburtshelfer einer Ausstellung in der Galerie der Künstler, die den Raum selbst, seine Möglichkeit und seine Unmöglichkeit zum Thema hatte: *Wir arbeiten daran, nicht mehr zu arbeiten*. Hier zeigten Künstler*innen aus Berlin, New York und München Raummodelle, monadische Kapseln, Bühnen, Hütten und White-Cube-Einbauten als Beispiele künstlerischer Strategien, die die Einbettung ihrer künstlerischen Intentionen selbst herstellten. Das Werk ist hierbei nicht bloße Figur bzw. Text, sondern liefert auch den einbettenden Kontext mit – so wie bei der Schnecke, die ihr schützendes und bergendes Haus auf ihrem Rücken mitführt. Die Ausstellungsräume der Galerie wurden in dieser Ausstellung negiert und ausgestülpt. *Wir*

arbeiten daran, nicht mehr zu arbeiten war der Versuch mehrerer Künstler*innen, den Transitraum und Austauschraum des Kapitalismus zu kapern und von innen nach außen zu stülpen. Eine dieser vierzehn Raumarbeiten war der väterliche Buick *Riviera* in Gold von Mary Ellen Carroll aus New York, in dessen Handschuhfach sich eine Kaffeedose mit der Asche ihres Vaters befand. Diese fahrende Monstranz männlicher Potenz mit ihrem jeder Potenz beraubten menschlichen Rest im Handschuhfach, dort, wo sich im amerikanischen Film die Knarre befindet, platzierte die Künstlerin in Schräglage auf der Freitreppe des damaligen Völkerkundemuseums unter vier titanischen Himmelsträgern. Als hätte Mary Ellen Carroll etwas von der Liebe des Ausstellungsermöglichers Kay zu schönen Autos geahnt. Und wie ist es mit der Asche? Fährt diese in allen symbolischen Versprechen von Kraft und Schönheit mit? Nach der Ausstellung überredete mich Kay, den Buick mit der Asche des Vaters durch die blühende Landschaft Oberbayerns zu kutschieren; als habe dieses Gefäß mit seinem Inhalt eine Prozession durch die Natur nötig.

Denn alle Materie wird Asche; und jede Form zerfällt.

2010 rief mich Eva Ruhland an und sagte mir, dass die Ausstellungskommission des Kunstpavillons im Botanischen Garten Kay und mich für eine gemeinsame Ausstellung ausgewählt habe. Einen Tag später rief ich bei Kay an. Er sagte

mir, er sei gerade in Indien, ich solle es kurz machen. Und nein, er bestimme selbst, mit wem er ausstellt, mit mir auf keinen Fall. Das war das Ende des Telefonats.

5 Wochen später tranken wir gemeinsam Kaffee im Telos in der Kurfürstenstraße. Er wiederholte nochmals sein Statement. Ich solle es nicht persönlich nehmen: Er mache nur Einzelausstellungen. Ich sagte ihm, dass es vielleicht eine Einzelausstellung zu zweit geben könnte. Wie beim Tennis. Zwei Akteure, aber ein Spiel. Das Spiel ist das Werk. Gern würde ich ihm den Aufschlag überlassen und dann den Return übernehmen. Drei Wochen später stellte er mir seine Taucherglocke vor. Als Raum im Raum. Als monadische Kugel im Pavillonaquarium. Ihr Titel: *Im Grunde grundlos*. Meine Antwort: *avec et sans gaz*. Heliumgefüllte Ballone, auf denen das griechische Potnia-Theron-Motiv einer Vasenmalerei aufgedruckt wurde, dazu einige Tiere, die im antiken Griechenland noch nicht bekannt waren, etwa die gerade 2011 im Salat entdeckte Mikrobe *Ehec*. Prall gefüllt verdeckten diese tierverzierten Ballone das Oberlichtfenster und tauchten den Ausstellungsraum in Dunkelheit. Im Laufe der Zeit entwich das Gas. Die Ballone verloren an Höhe, Inhalt und Form. Der Raum erhellte sich, Kays Taucherglocke erstrahlte. Die Glocke selbst war mit Bitumen ausgestrichen und mit Wasser gefüllt. Darin schwamm in schwarzem Wasser eine Büste: mein von Kay modellierter Kopf.



In Kays Titel *Im Grunde grundlos* zeigt sich ein Übertrag von der Kunst zum Leben. Im Grunde grundlos ist nicht nur die Kunst, sondern auch das Sein selbst. In beiden Fällen liefert erst die Realisierung nachträglich den Grund; gibt der Fassungslosigkeit unseres Daseins die Fassung. Im Freitod scheint diese Fassungslosigkeit als leerer Abgrund unseres Seins auf. Hier blicken wir in die Grundlosigkeit unseres Daseins.

Unser Environment aus Heliumballons und Taucherglocke mit schwimmender Büste entfaltet zwischen Grundlosigkeit und Gegebenheit ein raum-zeitliches Spiel aus Verfall und Lichtung. Wir gaben diesem entropischen Verlauf den Titel: *Verspielen*. Immer wenn ich heute an Kay denke, kommt dieser Titel hoch. Als wäre er, einst ausgedacht als strategische Setzung für unser gemeinsames Kunstwerk, auf das Leben zurückgesprungen.

Ungefähr ein Jahr später, so um 2013, erzählte Kay mir, dass er ein Werk über den Sieg des Siegens plane. Wir seien alle gefangen im Siegen-Wollen. Jeder will mit seinem Kunstwerk siegen. Er wolle eines machen, dass das Siegen zur Disposition stellt. Er wolle es im Haus der Kunst realisieren, sagte er mir. Ich hörte zu. Erinnernte mich an die Kunstwerke, die ich kannte zum Thema Siegertreppe. Kays Überlegungen gingen in eine ähnliche Richtung. Die Proportionalität zwischen der Höhe der Podeste und dem anzuzeigenden Erfolg umzudrehen. Als ich im Frühjahr 2023 vor Kays realisiertem Werk in der Kassenhalle stand, war ich überrascht, dass mich hier nichts an eine Siegertreppe erinnerte. Eher war es ein Altar. Die existenzielle Botschaft des klaffenden Loches im Mittelteil dieses Altars, dort wo in den Verklärungsbildern der auferstandene Christus zu sehen ist, wird mir erst heute bewusst. Als ich davor stand, habe ich diese Fragmentierung als formale Könnerschaft bewundert – als gelungene artistische Spielerei gelesen.

Seit 3 Monaten grüble ich: Was habe ich bei den letzten Begegnungen mit ihm übersehen? War sein Austritt aus dem BBK eigentlich ein Hilferuf, eine versteckte Ankündigung, dass das nur ein erstes Austreten war und das er ein ultimativeres plant? War *(S)Ein Sieg über das Siegen* wirklich die radikale Konsequenz dessen, was er als Resumee aus seinem Leben zog? – also ein vorweggenommenes Grabmonument? Eines, das die

Wunde nicht schloss, sondern offen zeigte. Hinterher scheint es lauter Hinweise und Indizien zu geben. Lauter Symbole, die das Kommende anzeigen. Warum habe ich nicht gemerkt, dass mein Gegenüber offenbar seinen Abgang plant, als er mir im März dieses Jahres erleichtert und freudig erzählte, dass die zyklische Reihenuntersuchung keinen Hinweis auf eine Wiederkehr des Krebses ergeben habe. Heute habe ich das Gefühl, er wollte mich nur treffen, um von mir zu erfahren, ob ich den klaffenden Abgrund, die Öffnung der Kiste, in seinem Werk in der Rathausgalerie wirklich gesehen habe.

Einmal fragte ich ihn, warum er nach Indien gegangen sei. Er und Indien, das ginge bei mir nicht zusammen. Er lächelte und sagte, es sei mehr eine Verlegenheit gewesen. Er habe nicht gewusst wohin. Er hätte zu diesem Zeitpunkt keinen Plan mehr für sein Leben gehabt. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen. Die Ärzte hätten ihm eine geringe Chance gegeben, dass er seinen Krebs überlebe. Daraufhin habe er seine letzten Dinge geordnet. Aber er überlebte und wusste dann nicht, was er machen sollte. „Da bin ich erstmal für 3 Monate nach Indien geflogen“, sagte er.

Als Stephan Conrady mich Anfang September anrief und erzählte, dass Kay von uns gegangen sei, war ich mir absolut sicher, er ist nicht tot, sondern wie damals nach Indien abgehauen. Gerade letzten Samstag hat er mich am Siegestor von

einer tanzenden Gruppe Hare-Krishna-Jüngerinnen von dort grüßen lassen.

